

AB.. MARINA FILP
STÜR
ZEN

SHOWDOWN
AUF KRETA

Roman

© 2023, Marina Filp
Buchgestaltung: W. Ranseder, www.buchschmiede.at
Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:
Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Printed in Austria

ISBN:
978-3-99139-799-1 (Paperback)
978-3-99139-968-1 (Hardcover)
978-3-99139-798-4 (E-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig.
Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,
Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

WIEN. JETZT.

Manchmal glaube ich Else zu sehen.

Zuhause klappe ich dann den Laptop auf, sehe die Notizen durch, die Blogeinträge. „Wandern in Kreta“ habe ich sie genannt. Öffne den Ordner mit den Fotos von damals. Das Selfie mit Else von unserer zweiten Wanderung, Fotos von Loutro, von hoch oben. Die Imbros-Schlucht, der Hafen von Chora Sfakion, das Denkmal der alliierten Soldaten.

Auf dem Schreibtisch liegt die Muschel, die sie mir am Sweetwater Beach gegeben hat, ungewöhnlich groß für eine Muschel von einem kretischen Strand, ich hätte sie eher auf einem Sandstrand in der Karibik vermutet. Else sagte etwas, was mir unangenehm war. Ich wollte das Ding in Wien weggeben, in einem Park aussetzen oder auf einer Baumscheibe, aber dann war sie mir doch kostbar, ein Band, ein Ding, verknüpft mit einem Ort und einer Zeit meines Lebens, der Beweis, dass ich dann und dann dort und dort war.

Jetzt beginne ich endlich zu schreiben. Ich denke nach. Über die seltsame Wendung, die mein Leben genommen hat, weil ich nach der Ankunft in Chania nicht gleich ins Hotel gefahren bin.

KRETA, 20. / 21. AUGUST 2014

Das erste Mal sah ich Else, bevor sie in der Bar des Flughafens Chania rückwärts vom Hocker fiel. Sie war mir aufgefallen, weil sie allein vor einer Flasche Ouzo saß, an einem der Tische im hinteren Teil der Bar, mehrmals ein Glas füllte, es an die Lippen setzte, die Augen schloss, kurz so verharrte und dann den Kopf nach hinten warf und das Glas in einem Zug austrank. Nicht schlecht, dachte ich, so viel trinken und noch gerade sitzen.

Ich war am Abend aus Wien angekommen und trank ein Bier in der Bar am Flughafen, hatte Mühe, nicht aufzuspringen und nervös auf- und abzulaufen, wie ich das in den letzten Wochen in Wien ständig gemacht hatte, kurz davor, die Fassung zu verlieren und der Panik nachzugeben, die in jeder Nervenzelle saß. All das Chaos der letzten Jahre war da gesammelt, Scheidung, zermürende Streitereien um Geld, bei denen ich schließlich nachgegeben hatte, die Gemeinheiten und Vorwürfe, der jahrzehntelange Krieg, mein Dreißigjähriger Krieg, den ich verloren hatte. Ich bin eine geschlagene Armee auf dem Rückzug, hatte ich im Flugzeug von Amsterdam nach Wien auf das Kalenderblatt geschrieben.

Ich wollte zwei Tage in Chania bleiben und dann nach Loutro fahren, in den Südwesten von Kreta, wo ich schon einige Male wandern war. Einen Monat dort leben, in der Bucht unter den kargen Bergen, wo es keine Autos gab. Ich hatte eine Broschüre eingesteckt, die ich bei ei-

nem der letzten Aufenthalte gekauft hatte, Walks around Loutro, diese Wanderungen wollte ich machen, gut essen, schwimmen, schnorcheln und an meinem neuen Roman weiterarbeiten, der die letzten Zuckungen meiner Ehe in Amsterdam zum Thema hatte. Hans mit einem fiesen kleinen Enthüllungsroman bloßstellen, das ganze Elend abschließen und dann erlöst sein.

Immer wieder sah ich zu der kleinen Gestalt auf dem Hocker, die ich von der Seite sah. Etwa in meinem Alter, in Jeans und einem verwaschenen schwarzen T-Shirt, schulterlange rötliche Haare, offenbar schon länger nicht gewaschen, mit zwei Zentimeter breitem weißen Ansatz, ungepflegt, dachte ich, als sie sich zu mir herdrehte und ich ihr Gesicht von vorne sah. Sie öffnete den Mund, ihre Augen wurden rund und sie hob die Hand. Kennt sie mich?, überlegte ich.

In diesem Moment kippte der Hocker, und die Frau fiel zurück wie ein Stück Holz, gerade nach rückwärts. Mit einem lauten Krachen schlug sie auf dem Boden auf und blieb dort liegen, ohne sich zu rühren, ohne einen Laut von sich zu geben. Der Kellner stürzte zu ihr, das junge Paar am Tisch neben mir sprang auf und lief genauso wie ich zu der reglos am Boden liegenden kleinen Frau. Der Kellner berührte sie an der Schulter: „Are you okay?“ Sie rührte sich nicht, und er nahm sein Handy aus der Hosentasche, tippte eine Nummer ein und sprach auf Griechisch, offensichtlich mit der Rettung, denn kurz darauf kamen zwei Sanitäter, gutaussehende Griechen, in die Bar und hantierten an der kleinen Gestalt herum. Sie öffnete die Augen, lächelte und setzte sich auf. „I’m okay“, sagte sie, griff sich an den Hinterkopf und strich mit den Fingern darüber. „No blood“, sagte sie, hob die Hand – wieder! – und zeigte allen Umstehenden, den Sanitätern, dem Kellner, dem jungen Paar und mir ihre gespreizten Finger.

„We’ll take you to the hospital“, sagte einer der Sanitäter, „we must check if your head is okay.“ Sie lachte laut auf: „Yes, do that! Check if my head is okay!“ Sie lachte weiter und begann dann zu singen, Hey

Jude von den Beatles, das in einen Singsang ohne Worte übergang. Die Sanitärer und der Kellner schmunzelten, mir war ihr Gehabe peinlich, eine betrunkene Frau ist das Schlimmste, hatte ich meine Mutter einmal sagen gehört, als Frau Bachmeier aus dem vierten Stock an unserer Wohnungstür läutete und um Zucker bat, leicht schwankend und lauter sprechend als sonst.

Sie nahmen die Handtasche und den Trekking-Rucksack, die neben dem Tisch standen, haken die Frau an beiden Armen unter und führten sie langsam aus der Bar, die kleine Frau kicherte: „Okay, we go and check my brain now!“

Ich setzte mich wieder an meinen Tisch, der Kellner zog sich hinter den Tresen zurück, das junge Paar nahm wieder Platz und aß weiter seine Pommes frites. Ich bemerkte einen kleinen lila Rucksack und verstreute Gegenstände, zwei Hefte, durchsichtige Säckchen, ein buntes Päckchen in der Ecke der Bar. Ich ging hin und hockte mich auf den Boden. Die Hefte waren einfache Schulhefte, eines rot, das andere schwarz. Liebe, Verrat, Rache stand auf der Vignette am Einband des roten Hefts. Ich blätterte kurz darin. In winziger Handschrift vollbeschriebene Seiten, die Überschriften in roten Blockbuchstaben, mit Wellenlinien, Kringeln und Mäandern wie auf griechischen Fliesen eingerahmt. Irgendwann im späten Herbst 1983 werde ich misstrauisch, der erste Satz am Anfang der ersten Seite. ... die schönen langen Wimpern nass vom Weinen. Die Rache. Aufspüren. Auflauern. Treffer versenkt steht inmitten von Kritzeleien und Arabesken. Siehst du, jetzt bist du tot, auf einer der letzten Seiten. Ich hörte auf zu blättern. Das schwarze Heft war ein Tagebuch, Reisetagebuch stand in Großbuchstaben auf der Vignette des Einbands, auch hier mit schnörkeligen Verzierungen umrandet. Eine einzige Eintragung vom Vortag, 19. August, etwa zwei Seiten. An der Innenseite war ein Kuvert mit Klebeband befestigt.

Loutro, las ich, Gestern noch bei Jannis gewesen. Ich machte das Heft schnell zu. In einem fremden Tagebuch durfte man nicht lesen.

„She forgot this“, sagte ich zum Kellner, „the rucksack belongs to the lady.“

„Leave it here“, meinte der Kellner, nicht ganz so gutausgehend wie die Sanitäter, mit weißem Unterhemd über dem kräftig behaarten Oberkörper. „She will come back and look for it.“ Ich schrieb meinen Namen und meine Handynummer auf ein Blatt, das ich aus dem Kalender gerissen hatte. „Hallo, ich habe Ihren Rucksack gefunden! Ich werde noch zwei Tage in Chania im Hotel Porto Veneziano sein und danach nach Loutro fahren. Alles Gute!“

Das Porto Veneziano lag im Zentrum von Chania, direkt am alten venezianischen Hafen mit den bunten Fischerbooten. Ich schlief schlecht, blieb lange im Bett liegen und verzichtete auf das Frühstück. Gegen Mittag spazierte ich durch die Altstadt, aß am Hafen in einem Fischlokal. Am Nachmittag schrieb ich einige Seiten, unstrukturierte Ergüsse voller Zorn.

Immer wieder sah ich auf mein Handy. Hatte die kleine betrunkene Frau den Rucksack schon geholt? Sollte ich in der Flughafentaxi anrufen und nachfragen, wo sie hingebracht worden war? So nahe wollte ich ihr dann doch nicht kommen. Eigentlich wollte ich nicht einmal, dass sie mich anrief.

SEPTEMBER 1983. HANS

Ich hatte ein halbes Jahr, von März bis August, in einem Souvenir-laden auf der Kärntnerstraße gearbeitet. Sie suchten eine Verkäuferin, die Spanisch sprechen konnte, und ich ging zum Vorstellungsgespräch in der Hoffnung, dass meine in einem Schnellkurs erworbenen Sprachkenntnisse nicht allzu genau geprüft würden. Die Frau des Juniorchefs war Mexikanerin, sie setzte sich im Lager im Keller auf eine Kiste mit Druckpapier und überließ mir den kleinen Sessel. Offensichtlich war es nicht nur für mich das erste Vorstellungsgespräch, wir sahen uns an, und schließlich fragte sie: „¿Por qué estudia español? Warum studieren Sie Spanisch?“ Und ich antwortete: „Porque me gusta, weil es mir gefällt“, und damit war das Gespräch auch schon zu Ende, da der Frau des Juniorchefs keine Frage mehr einfiel, sie lächelte freundlich, gab mir die Hand und rief nach oben, dass ich eingestellt sei.

Ein seltsamer Arbeitsplatz für einen frühen Punk wie mich, im Dirndl arbeiten, nach der Arbeit zurück in die chaotische Wohn-gemeinschaft im achten Bezirk, zurück zu Latzhosen und T-Shirts und wildem Leben, ungeklärtem Beziehungsstatus, politischen Streitereien, Stress mit Freunden, Mitbewohnern, Männern im Allgemeinen. An der weißen Dirndlbluse trug ich ein Schild mit all den Sprachen, die ich vorgab zu sprechen, ich hatte dabei ein wenig geschwindelt, was besonders im Fall von Französisch zu peinlichen Situationen führte.

Zweitausend Schilling lagen schließlich auf meinem Schreibtisch, in

einem Kuvert, auf dem Griechenland stand, und es ergab sich gut, dass ein befreundetes Paar mit ihrem VW-Bus nach Italien fuhr und mich mitnehmen wollte. Beide waren Künstler, etwas über zwanzig so wie ich, eigenwillige und unabhängige Geschöpfe, und uns allen erschien es als Gipfel der Exzentrík, dass sie tatsächlich verheiratet waren und zwei Kinder hatten.

Die Fahrt durch Italien ist mir nur über die Schwarzweiß-Fotos von Zypressen auf den Hügeln der Toskana in Erinnerung, steinerne Dörfer, die knorrigen Stämme der Olivenbäume, Plakate von Festivals, Konzerten und Demonstrationen, La Festa dell'Unitá der Kommunistischen Partei, L'Eurocomunismo steht auf einem Flugblatt, das ich vor meinem Gesicht in die Höhe halte, darunter das hagere Gesicht von Enrico Berlinguer. Es gibt sonst kein Foto von mir oder meinen Freunden. Es galt als spießig und kleinbürgerlich, Personen zur Erinnerung zu fotografieren. Erst in Griechenland würden wieder Bilder von mir gemacht werden, von meinem zukünftigen Mann Hans, Bilder im Halbdunkel eines Zimmers in Ios, Bilder an einem Strand in Kreta, auf einem Berg über einer weiten Bucht, ich in meinen Hippiekleidern, strahlend glücklich.

Ab Rom fuhr ich ohne die Künstlerfamilie weiter. In einer Jugendherberge in Rom lernte ich eine Berlinerin kennen und fuhr mit ihr nach Neapel zu einer Deutschen, die in Pozzuoli in einem halb verfallenen Haus lebte, in einem geheimnisvollen Exil. Andeutungen entnahm ich, dass sie Verbindungen zur Terrororganisation RAF hatte und deshalb aus Deutschland flüchtete. Ich wurde krank, lag eine Woche mit Fieber auf einer schmutzigen Matratze in der nicht weniger schmutzigen Küche, und fuhr nach Brindisi, als ich mich wieder besser fühlte.

Alles war mir neu und aufregend, so viele Begegnungen, spontane Weggemeinschaften, Bekanntschaften mit Menschen aus der ganzen Welt, die ersten Amerikaner, Kanadier, Australier, alle entzückten mich, mit einer indischstämmigen Kanadierin, Charlene, tat ich mich

in Brindisi zusammen, und gemeinsam nahmen wir das Schiff nach Griechenland. Der Hafen von Piräus, so laut und wuselnd, und ich so klein darin, und die Fähren zu den Inseln, voller Verheißung, groß und weiß über mir. Im Kartenbüro lasen wir die Fahrpläne der Schiffsgesellschaften, damals noch mit Kreide auf große schwarze Tafeln geschrieben, ich konnte ohne Mühe die griechischen Lettern entziffern, Chania, Sifnos, Kos, Paros, Naxos, Ios... wir entschieden uns für Ios, die Morgenröte, und tappten mit unseren schweren Rucksäcken über die steile Eisentreppe auf das oberste Deck. Ein unbeschreibliches Durcheinander, Rucksacktouristen aus aller Welt breiteten ihre Schlafsäcke aus, die Griechen, die ihre Verwandten besuchen wollten oder auf der Insel zuhause waren, gingen in die Innenräume. „Prosochi parakalo, Achtung bitte“, hörte ich ständig durch den Lautsprecher, der Rest unverständlich. Ich schlenderte über das Oberdeck, wunderbares Chaos, Verheißung von allem, was ich mir wünschte.

Und da kam er mir entgegen, ein Blick aus blauen Augen, ich schaute zurück, ganz kurz fingen sich unsere Blicke, ich drehte mich weg und ging langsam, trotz des wild klopfenden Herzens langsam, die Eisentreppe hinunter zu den Toiletten, ich war ja gar nicht geschminkt, rasch Kajal um die Augen auftragen, meine Standard-Verschönerung, und mit weiter wild klopfendem Herzen wieder auf das Oberdeck, so tun, als ob nichts wäre und gelangweilt dreinschauen. Ich sah ihn an der Reling stehen, er sah mich und lächelte mich an, spöttisch und auffordernd zugleich. Wie im Balztanz der Rebhühner, wo das Weibchen auch demonstrativ desinteressiert tun muss, ging ich wieder weg, in das Schiffsinnere, wo die Griechen mit ihren Kindern und Paketen saßen und Radio hörten.

Er konnte nicht weg vom Schiff, ich hatte keine Eile.

In Ios war er einer der ersten, die vom Schiff gingen, ich sah ihn von oben, wie er auf das einzige Hotel im kleinen Hafen zuing, Seabreeze, er drehte sich nicht um.

Mit der Kanadierin stieg ich in das Dorf auf der Hügelkuppe hinauf, verzaubert von dem Weiß und Blau, den übereinander gewürfelten kubischen Häusern, die Säume der Straßensteine weiß gekalkt. Noch nie hatte ich etwas so zugleich Schönes, Schlichtes und Anmutiges gesehen.

Am Abend zogen wir mit der Masse der Jungen in eine Diskothek unter freiem Himmel, die halbnackte Jugend Westeuropas und Nordamerikas, misstrauisch beäugt von den alten Frauen in Schwarz mit Kopftüchern und den Männern mit Schnauzbärten, eine Szenerie wie aus dem Film Alexis Sorbas.

Ich tanzte unter dem atemberaubenden Sternenhimmel wie eine Figur aus einem Kitschroman, als er die Steinstufen heraufkam, links und rechts ein lachendes Mädchen im Arm. Weitertanzen und natürlich den Blick abwenden und trotzdem sehen, wie er sich hinsetzte und mich anlächelte.

Eine der Frauen neben ihm kam über die Tanzfläche auf mich zu. „Hi“, sagte sie, strahlte mich an und tanzte mit mir. Und dann: „My friend would like to talk to you, would you join us?“ Ich schaute nun endlich wirklich zu ihm hin, und das war dann der Beginn meiner Zeit mit Hans, meiner Ehe, meines Lebens in Amsterdam.

Ich zog zu ihm ins Hotel, nach einer Woche nahmen wir die Fähre nach Piräus und von dort nach Heraklion, mit dem Bus in die Berge bei Aghia Roumeli. Wir blieben vier Wochen zusammen, und nach Wien kam ich nur mehr, um mein altes Leben aufzulösen.

KRETA, 22. AUGUST 2014

Nach zwei Tagen nahm ich ein Taxi in den Süden der Insel, nach Chora Sfakion, von wo die Fähre nach Loutro ablegte, und unter den Wartenden am Kai – viele Frauen in meinem Alter, neben der Uniform aus Jeans und T-Shirts sah man einige flatternde Gewänder, Pump-hosen aus indischen Stoffen wie in den Siebzigerjahren, mit Henna rot gefärbte Haare oder graue Schöpfe, wenige Männer – erkannte ich die Frau vom Flughafen. Sie stand an einem Mäuerchen, mit ihren zwei Rucksäcken, eine Zigarette in der Hand, eine Flasche Amstel-Bier vor sich.

Sie würde mich nicht kennen, nahm ich an, nach so einem Rausch erinnerte sie sich wahrscheinlich nicht an die Personen, die im Raum waren, als sie in Ohnmacht fiel. Sie sah ein paar Mal in meine Richtung, hielt den Blick einige Sekunden auf mich gerichtet, zündete sich eine Zigarette an, zog lange daran, nahm einen Schluck aus der Flasche, machte Fotos mit ihrem Handy.

Hatte sie mich doch erkannt? Wohl nicht. Was trieb mich, langsam zu ihr zu gehen, meinen Rucksack neben ihr auf den Boden zu stellen und sie anzulächeln, als sie mich bemerkte?

„Hallo“, sagte ich, „auch nach Loutro?“

„Ja, wieder einmal! Ich komme jedes Jahr her.“

„Ich war schon lange nicht mehr da, das letzte Mal vor zwanzig Jahren. Früher war ich sehr oft in Kreta. Einmal bin ich in den Bergen fast ver-

durstet, das war auch im Süden, zwischen Sougia und Aghia Roumeli.“
„Was, echt? Ja, das darf man nicht unterschätzen, das ist nicht das Waldviertel hier!“

Sie lachte, nahm die Zigarette in die linke Hand und streckte mir die rechte entgegen.

„Ich bin Else.“

„Ich Barbara. Du, kennst du mich noch?“

Sie schloss halb die Lider, wie es Kurzsichtige tun, wenn sie etwas genauer sehen wollen, die Zigarette noch immer zwischen den Fingern.

„Nein, aber du kommst mir bekannt vor.“

„Ich habe deinen Rucksack abgegeben, als du in der Bar umgefallen bist. Ich habe meine Telefonnummer dazugelegt.“

Sie lachte auf.

„Nein, bitte nicht! Wie peinlich! Oh Gott, so peinlich!“

Sie dämpfte die Zigarette aus und warf sie in den Abfallkorb an der Mauer.

„Ich erinnere mich an gar nichts mehr, sorry. Jetzt gibt's eine Zeugin für meine Schande, echt ein Pech.“

Sie verzog das Gesicht in einer Grimasse des Ekels, die Oberlippe hochgezogen, die langen Schneidezähne freigelegt.

„Der Ouzo war einfach tödlich ... naja, nicht ganz, ich hab's ja überlebt.“

Sie lächelte nun, ich lächelte zurück. Ich wusste etwas von ihr, vielleicht ein Geheimnis. Liebe. Verrat. Rache. Und wir waren verbunden durch ein gemeinsames Erlebnis. Sie hatte sich aus der Realität getrunken und ich war Zeugin. Beobachterin und Zeugin. Beobachterin, Zeugin und Helferin.

„Danke, dass du den Rucksack abgegeben hast, wer weiß, was damit passiert wäre. Es ist ja nichts Wertvolles drin, aber für mich das Allerheiligste.“

So dicht neben ihr sah ich, wie klein sie war, viel kleiner als ich. Sie sah mädchenhaft aus trotz der breiten weißen Linie am Scheitel, ein pup-

penhaftes Gesicht mit großen Augen, kurzer Nase und kleinem Mund.

„Bist du aus Wien?“, fragte sie.

„Ja, irgendwie. Eigentlich aus Oberösterreich, mit achtzehn nach Wien, aber bald nach Amsterdam. Dort habe ich lange gelebt. Jetzt wohne ich wieder in Wien.“

„Aus Oberösterreich? Das hört man dir gar nicht an. Bei mir merken das die Leute sofort. Ich bin auch mit achtzehn nach Wien, aber den Akzent habe ich behalten.“

Ich hörte die oberösterreichische Melodie, das gleichsam Hüpfende im Rhythmus und die lang gehaltenen Konsonanten, und es war wie ein vertrauter Ton aus Kindertagen, den ich schon vergessen hatte.

Wir sahen die Fähre näherkommen und stellten uns zur Warteschlange auf dem Anlegesteg. Kleine Taxiboote legten an und holten Leute ab, offensichtlich im Voraus bestellt.

„Das hätten wir auch machen können“, meinte ich zu Else, „das wäre wohl bequemer.“

„Das machen wir das nächste Mal“, sagte sie.

Ich trat schnell einen Schritt zur Seite, als müsste ich so klarstellen, dass es ein nächstes Mal nicht geben würde, dass ich Ruhe wollte. Kein Teil von Plänen sein wollte. Else sah mich an und lächelte wieder, als wüsste sie schon, wie eng unser Band die nächsten Tage werden würde.

Die Fahrt auf der Fähre, das herrliche Wasser, die fast kahlen Berge, karg bewachsen mit silbergrauen, genügsamen Büschen, riesige Felsklötze über den schmalen Stränden, kleine weiße Kapellen, Ziegen mit bimmelnden Glocken um den Hals. Möwen. Um jedes Schiff auf der Welt fliegen Möwen.

„Mir geht das Herz auf“, sagte ich zu Else, „jedes Mal, wenn ich nach Griechenland komme.“

„Mir geht's genauso“, flüsterte Else. Die ganze Fahrt lang standen wir gemeinsam an der Reling und schauten aufs Land, und als wir – schon in der Abenddämmerung – in die bezaubernde Bucht von Loutro ein-

fuhren, gesäumt von weißen Häusern und bewacht von den grauen Steinriesen, kamen wir drauf, dass wir beide nicht nur dasselbe Hotel am Hafen gebucht hatten, sondern dass unsere Zimmer auch noch nebeneinander an einer Terrasse lagen.

„Das ist ein Zeichen, wir sind gesegnet“, sagte sie und ich erschauerte. Sie hob die Hand, die Handfläche zu mir gewandt, ähnlich wie in der Flughafenbar, als sie allen zeigte, dass kein Blut daran war.

Wir aßen im kleinen Restaurant des Hotels zu Abend, die Tische am äußersten Rand an der Hafenmauer, das Meer unter uns gluckend, nachlässig bedient von einem jungen Mann im typischen weißen Unterhemd, mit einer selbstverständlichen, in sich ruhenden, unaufdringlichen Männlichkeit, der schweigend das Bestellte brachte und sich dann wieder auf seinen Hocker an der Hauswand zurückzog und am Handy tippte. Ein großer Käfig mit einem Graupapagei stand auf einem Gestell neben der Tür, der Vogel saß reglos auf der Stange.

Gefülltes Gemüse, gekochte Kartoffeln dazu und ein Teller Tzatziki für mich, für Else Pommes frites und auch Tzatziki. „Ich habe eigentlich keinen Hunger“, meinte sie. Ich bot ihr an, von meinen gefüllten Zucchini, Melanzani und Tomaten zu nehmen, und sie griff dann doch zu und nahm von jedem Gemüse die Hälfte. „Das ist köstlich“, sagte sie. „Griechisches Essen hat einen schlechten Ruf, aber es ist köstlich, wenn man hier am Meer sitzt.“

Ich bestellte ein Bier, Else eine Flasche Weißwein, und wieder war ich erstaunt, wie viel und wie schnell diese kleine Person trinken konnte, wie Wasser trank sie den Wein, und als wir mit dem Essen fertig waren, war auch die Flasche Vasilissa leer. Sie wirkte nüchtern und konzentriert, redete nur schneller und mehr als zuvor.

„Aus deinem Rucksack sind Hefte mit Texten gefallen, bist du Schriftstellerin?“, fragte ich.

Sie lachte auf.

„Ja, wäre ich gern! Eigentlich bin ich Lehrerin, Deutsch und Geschichte.

Aber ich habe nur kurz unterrichtet, gegen diese tobenden Halbwüchsigen habe ich mich nicht durchsetzen können. Mir ging es sehr schlecht damals. Ich habe dann alles Mögliche gearbeitet, als Übersetzerin, Kellnerin, Reiseleiterin ... was man halt so macht als verkrachte Existenz.“

Ich sagte nichts darauf.

Sie sah mich wieder auf diese kurzsichtige Art mit zusammengezogenen Augenlidern an, sie wartete auf eine Frage von mir. Ich fragte aber nicht. Hast du zu viel gesoffen?, war das einzige, was mir einfiel, und als ob sie mir das bestätigen wollte, sah sie zum Kellner. „Parakaló, bitte“, rief sie und zeigte auf die Flasche, „one more, please.“

Der Kellner nickte auf griechische Art, den Kopf zur Seite drehend. Es sah elegant und gleichzeitig beiläufig aus, und ohne weitere Worte holte er eine Flasche aus dem Kühlregal, das an der Außenwand stand, entkorkte sie und brachte sie an unseren Tisch.

„Another beer?“, fragte er mich, und ich wollte Else nicht allein lassen mit dem vielen Alkohol, vielleicht genierte sie sich und hatte ein schlechtes Gewissen und musste trotzdem trinken, also nickte ich, auf europäische Art, indem ich den Kopf auf und ab bewegte.

Ich zeigte Else die Broschüre mit den Wanderwegen rund um Loutro.

„Das ist super, warum kenne ich das nicht? Machen wir doch alle Walks, die da drinstehen. Jeden Tag einen anderen.“

„Ja, das habe ich vor, schauen wir mal, wie viel wir schaffen. Zuerst möchte ich Walk Number 10 machen, nach Aghia Roumeli, weißt du, dorthin, wo ich damals fast verdurstet bin. Mit der Fähre nach Roumeli, ein paar Kilometer in die Samariá-Schlucht hineingehen, mit der Fähre wieder zurück.“

Else nahm die Broschüre, blätterte darin, und legte sie wieder auf den Tisch. Sie wandte den Kopf ab und sah zu den Bergen am Ende der Bucht, nur als schwarze, bedrohliche Schemen wahrnehmbar.

„Das schaut alles so harmlos aus. Aber es ist gefährlich hier. Du kannst dich verirren, über einen Stein stolpern, stürzen. Kein Mensch hört

dich. Und wenn dich jemand über eine Klippe stößt, kriegt das niemand mit.“

Plötzlich war ganz deutlich ein Bild vor mir, eine Frau, die mit dem Gesicht nach oben rückwärts von einem Felsen fällt, die Augen aufgerissen, der Mund geöffnet, ohne einen Laut von sich zu geben.

Else drehte sich wieder zu mir.

„Übrigens. Was da aus dem Rucksack gefallen ist, ist der erste Entwurf von einem Roman. Ein Thriller. Eine große Liebe, ein Betrug, späte Rache.“

Sie sprach nicht mehr so schnell, allerdings laut und undeutlich, die letzten Wörter, Betrug, Rache, kamen verschliffen aus ihrem Mund, schwer zu verstehen, ihre Augen glänzten.

Völlig unerwartet beugte sie sich über den Tisch zu mir und legte ihre Hand auf meine.

„Und du? Was machst du?“

„Ich bin auch zum Schreiben hergekommen. Ich habe in Holland als Journalistin gearbeitet, für österreichische und deutsche Zeitungen. Ich war mit meinem Mann auf der ganzen Welt unterwegs und habe Reisebücher herausgebracht. Und jetzt schreibe ich einen Roman über diese Zeit. Über meine Ehe. Was alles schiefgelaufen ist. Es ist so viel schiefgelaufen, das wird ein dickes Buch.“

Wir lachten beide, beide angetrunken, beide gestrandet, um ein Buch zu schreiben, ein dickes Buch von verwehten Träumen und schrecklichen Niederlagen und Enttäuschungen. Ihre Hand blieb auf meiner, bis wir den Kellner um die Rechnung baten, und das griechische Wort dafür, der Logarithmus, ließ uns wieder in Gelächter ausbrechen, und weinend vor Lachen gingen wir die steilen Steinstufen zu unserer Terrasse hinauf.

1977 – 2014, LINZ, WIEN, AMSTERDAM

Meine Eltern waren bei einem Bootsunfall ums Leben gekommen, als ich siebzehn Jahre alt war. Sie fuhren in der Mitte der Donau bei Linz in ihrem kleinen Motorboot, als der Motor abstarb. Mein Vater nahm das Ruder und begann in Richtung Ufer zu steuern, als ihnen ein ungarisches Kohlschleppschiff entgegenkam und es ihnen nicht gelang auszuweichen. Sie gerieten mitsamt dem kleinen Motorboot unter den Bug des Schiffes, und wurden zur Schiffsschraube getrieben. Der Kapitän wurde angeklagt, aber nicht schuldig gesprochen, obwohl er angeblich während des Unglücks die Führerkabine verlassen hatte, um mit seiner Freundin, die er in das Schiff eingeschmuggelt hatte, ein Bier zu trinken.

Trotz des Schocks, als meine Tante vor der Schule stand, mich weinend in die Arme nahm und „Du armes, armes Kind!“ in mein Ohr flüsterte, das nass von ihren Tränen wurde, trotz der darauffolgenden Entsetzlichkeiten, der Beileidsbekundungen, der festen Umarmungen unter Schluchzen und der Küsse voller Speichel von Verwandten und Nachbarn, Freundinnen, Mitschülern und Lehrern, trotz des schauerlichen Begräbnisses mit dem Blick hinunter in das Erdloch auf die zwei Särge, die übereinandergestapelt wurden, trotz all dieser Verzweiflung kann ich mich bis heute genau an eine Art romantischer Genugtuung erinnern.

Ich war ein Waisenmädchen, bedauert, aber auch bewundert, weil es so tapfer mit diesem Schicksalsschlag umging, ich war frei, ich konnte

alles machen, was ich wollte, ich konnte überall hin in die Welt ziehen.

Ich kam mit meiner Schwester zur Tante, in ein Reihenhaus am Stadtrand von Linz. Wir wurden liebevoll aufgenommen, dennoch fühlten wir beide uns immer unabhängig, nicht den Gesetzen dieser neuen Familie unterworfen. Meine Schwester heiratete einen Mitschüler kurz nach der Matura und wanderte mit ihm nach Südafrika aus.

Es gab also keine Eltern, die mich unbedingt in ihrer Nähe haben wollten, keine Familie, die gekränkt war, dass ich aus Österreich fortzog zu einem Mann in Holland, und ich packte zwei große Koffer, einer davon voll mit Tagebüchern und unfertigen Geschichten. Ich war froh, aus Wien wegzukommen. Eine kurze Affäre mit dem Freund eines Mitbewohners war zu einer peinlichen Belastung geworden. Wie hieß er? Ein englischer Spitzname, mehr wusste ich nicht von ihm. Ich hatte ihn im Verdacht, für das Verschwinden von Büchern, Schallplatten und einer Felljacke, die mir ein Mitbewohner aus Afghanistan mitgebracht hatte, verantwortlich zu sein. War er es, der manchmal mehrmals in der Nacht anrief und dann auflegte? War der Plastiksack mit gebrauchtem Klopapier vor unserer Wohnungstüre von ihm? Den Begriff Stalking kannten wir nicht, aber heute würde ich es so nennen.

Ich sagte den Mitbewohnern Adieu, verließ die Universität, ohne mein Lehramtsstudium Englisch und Deutsch beendet zu haben, flog nach Amsterdam, und am Flughafen Schiphol stand Hans, und mit ihm begann mein neues Leben.

Im Nachhinein wundere ich mich über die Radikalität meiner Entscheidung. Was, wenn ich noch eine Weile zugewartet hätte, jemanden anderen kennengelernt hätte, mein Studium fortgesetzt hätte? Wäre ich Lehrerin geworden? Wen hätte ich kennengelernt? Mit wem wäre ich jetzt verheiratet? Hätte ich doch Kinder gehabt? Wäre ich auch geschieden? Eine Weiche, zufällig umgelegt, ein neues Leben. Wie wäre dieses andere weitergegangen? Hätte ich es bereut, nicht mit Hans gegangen zu sein? Hätte ich Hans einmal später getroffen und mir gedacht: Gut,

dass ich den nicht genommen habe? Oder doch: Schade, er war die Liebe meines Lebens? Wir sind gefangen in einem Leben, einem einzigen, und die weiteren möglichen Leben können wir nur erahnen.

Ich zog zu ihm, wir waren überzeugt, dass wir einander gefunden hätten bis in alle Ewigkeit, dass wir zusammenbleiben würden, komme, was da wolle. Hans war Geologe, war Teilhaber einer Firma, die Bodenproben in Südamerika und im Nahen Osten analysierte, und hatte einen Lehrauftrag am geologischen Institut der Universität in Amsterdam, laut einer Umfrage der Studentenvertretung der beliebteste Dozent der Abteilung.

Wir führten das Leben von Luxus-Nomaden.

Noch nie hatte ich so viel Geld besessen, Hans legte für mich ein Konto an, über das ich frei verfügen konnte. Eine befreundete Journalistin fragte an, ob ich über unsere zahlreichen Reisen in entlegene Gebiete Reportagen schreiben wollte, ja natürlich, genau das wollte ich. Die Geschichten waren erfolgreich, ich begann zu fotografieren und meine ersten Reisebücher erschienen.

Ja, es gab Krisen. Die erste große Krise meines neuen Lebens mit Hans begann exakt ein Jahr nach meiner Ankunft in Amsterdam mit einem Telefonanruf, bei dem Hans ungewöhnlich schweigsam war, nur mit Ja und Nein antwortete und ich misstrauisch wurde. Routiniert durchsuchte ich am nächsten Morgen, als er noch schlief, seine Hosentaschen und fand auf einem Rechnungszettel eine Telefonnummer und ein Herzchen. Ich erwähnte meinen Verdacht mit keinem Wort und flog zwei Tage später nach Wien, ohne mich zu verabschieden. Das Spiel der Rebhühner begann erneut, diesmal unter für mich ungünstigen Bedingungen.

Die unbekümmerte Selbstsicherheit, die Gewissheit, Männern zu gefallen wurde von Hans ins Wanken gebracht, kleine Makel wurden betrachtet und missbilligt. Ein Mal am Hals, rund wie eine kleine Kupfermünze, das ich nicht weiter beachtet hatte, störte ihn plötzlich,